

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 6

Artikel: Der Weihnachtsschuh : eine Geschichte aus dem unglücklichen Frankreich
Autor: Müller, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

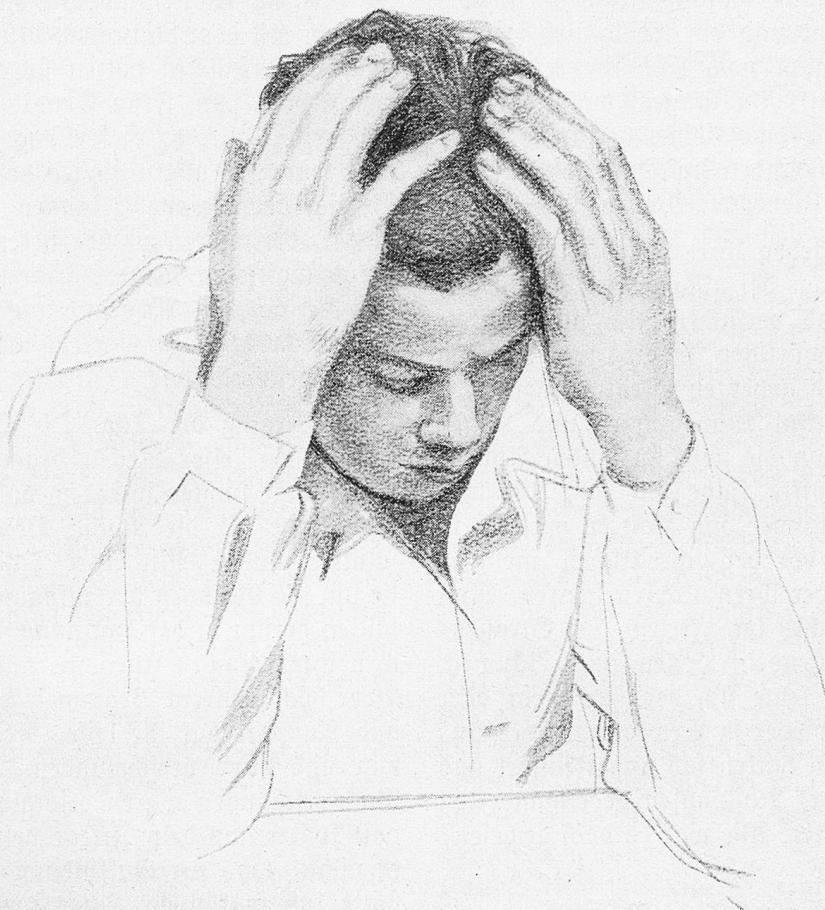
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lesender. Zeichnung von Theo Wiesmann.

Der Weihnachtsschuh.

Ein Geschichte aus dem unglücklichen Frankreich von Clara Müller.

„Aber Kind, du schlafst noch nicht? Es ist spät!“ sagte Frau Benoît, indem sie sich über die Betten der Kinder beugte. „Ach Mami, wie kann ich am Weihnachtsabend schlafen? Ich muß doch aufpassen, ob der Engel kommt! Sag, sind unsere Schuhe vor dem Kaminfeuer noch leer? War er noch nicht da?“ — „Nein, Yvette, der Weihnachtsengel kommt erst, wenn alle Kinder schlafen. Niemand darf ihn sehen.“ — „Bringt er mir wohl wieder etwas so Schönes wie letztes Jahr, weißt du, das süße Püppchen im roten Kleid? Und gelt, Marcel kriegt doch auch etwas, dort wo er jetzt ist?“ — „Ganz gewiß,“ sagt Frau Benoît mit einem schweren Seufzer, „das Christkind schaut auf alle Kinder herab und schickt ihnen seine Engel.“ Sie beugt sich über das Töchterchen, das ihr die Arme um den Hals schlingt und sie zu sich herabzieht. „Gelt, Marcel kommt wieder? Er fehlt mir so.“ — „Wie Gott will,“ sagt leise die Mutter, indem sie beruhigend über

des Kindes Blondhaar streicht. Dann geht sie auf den Fußspitzen ins Nebenzimmer, nimmt die rotbebänderten, weißen Päckchen vom Tisch und steckt sie sorgfältig in die beiden am Feuergitter stehenden Kinderschuhe. Willenlos läßt sie sich auf den niedrigen Stuhl am Kamin fallen. Die rote Glut wirft einen hellen Schein auf ihr junges, blaßes Gesicht. Unverwandt starrt sie auf die beiden Kinderschuhe. Nur noch zwei! Letztes Jahr waren es drei. Wo ist der dritte? Der mittlere fehlt, das Trapp-Trapp-Schuhchen ihres einzigen, ihres fünfjährigen Jungen fehlt. Wo ist es hingekommen mitsamt seinem kleinen Besitzer? Niemand weiß es zu sagen trotz aller Nachforschungen.

Seit einem halben Jahre ist der kleine Marcel verschwunden. Kann ein Mutterherz Ruhe finden, wenn sie nicht weiß, was aus ihrem Kinde geworden ist? Wer ihm zu essen gibt, wo es des Nachts Schutz vor Regen und Kälte findet, wer

ihm das rosige Gesicht wäscht, die weichen, goldenen Haare kämmt und ein wenig lieb zu ihm ist? Ob es überhaupt noch lebt oder elend zu grunde gegangen ist? In langen, wachen Nächten sieht sie ihn wie eine kleine, verlorene Seele mit ausgestreckten Händen im Dunkel irren oder unter den Rädern fliehender Wagen liegen.

Immer wieder gehen ihre Gedanken zurück in jene furchtbaren Tage der allgemeinen Flucht aus der Hauptstadt und versuchen, sich alle Einzelheiten zu vergegenwärtigen. Endlos war der Zug der wie von Furien geheckten Menschen, zu Wagen und zu Fuß. Auf Kinderwagen und Handkarren schleptete man die noch im letzten Augenblick zusammengeraffte Habe mit sich. Oft war man gezwungen, stundenlang Halt zu machen, in beständiger Angst vor den schrecklichen, metallenen Vögeln, die über ihren Köpfen surrten. Man verbrachte die Nächte im Freien, in Straßengräben, unter schützenden Hecken und Bäumen. Bei Tagesanbruch setzte sich der Zug mehr oder weniger gelockert wieder in Bewegung. Die Kinder der Flüchtenden hatten sich angefreundet und spielten während der Rastpausen oder wanderten Hand in Hand weiter. Wie war es doch gewesen? Sie sann und sann.

Am vierten Tag hatte Frau Benoit noch alle drei Kinder bei sich gehabt. Das treue Dienstmädchen Marie, bei dessen Eltern im Süden des Landes sie alle Unterkunft zu finden hofften, war an jenem Morgen auf die Suche nach etwas Milch und Brot in die verstreut liegenden Bauernhöfe gegangen. Endlich, nach langem Umherlaufen, hatte sie einiges aufgetrieben und eilte damit beglückt zurück. Doch der Flüchtlingszug hatte sich längst wieder in Bewegung gesetzt, und es verstrich geraume Zeit, bis die treue Seele ihn eingeholt und ihre Herrin gefunden hatte.

„Aber, Marie, wo hast du Marcel“, war deren erstes Wort. Ganz bestürzt antwortete sie: „Ja, ist er denn nicht bei Ihnen, Madame? Er ist nicht mit mir gekommen. Ich sah ihn noch mit Yvette und Liselore zusammen, ehe ich vor zwei Stunden wegging.“ — „Nicht mitgenommen?“ rief Frau Benoit entsetzt, „da müssen wir ihn sofort suchen.“ „Beruhigen Sie sich, Madame, Marcel ist gewiß weiter vorne im Zug mit andern Kindern, sie haben ihn alle so gern.“ Nachdem man die kleinen Mädchen einer Bekannten anvertraut hatte, rannten die beiden Frauen dem unendlich langen Zug der Flüchtenden entlang, riefen des Vermissten Namen, spähten zwischen

die Reihen, fragten überall nach dem blonden Jungen mit dem blauroten Mützchen. Ja, ja, das hübsche Bürschchen hatten sie gesehen, es mußte weiter vorn sein. Frau Benoit und Marie hasteten weiter, aber da dieser Tag ohne viel Hindernisse war, und alle so schnell als möglich aus dem Bereich der Gefahr gelangen wollten, war es schwer, die andern zu überholen. Bald versagten der geängstigten Mutter Füße und Herz, weinend ließ sie sich am Wegrand niedersinken, um auf ihre Töchterchen zu warten, während Marie suchend weiter hastete.

So verging der Tag. Die Dämmerung brach herein; ein leiser Regen begann zu fallen. Die Flüchtlinge suchten in einem nahen Gehölz Schutz und Ruhe für die Nacht. Von neuem irrte die Mutter umher. Mit einer Taschenlampe huschte sie um die Gruppen der zusammengekauerten Familien herum in der Hoffnung, das blonde Köpfchen ihres Kindes irgendwo auftauchen zu sehen. Aber höchstens ein Brummen über gestörte Ruhe gab Antwort auf ihr leises Fragen. Der Kleine war und blieb verschwunden. Auch alle späteren Nachforschungen waren erfolglos. Als Herr Benoit später aus dem Kriege heimkehrte, unterließ er nichts, was zur Auffindung seines Söhnchens hätte führen können. Alles umsonst! Seine Familie war mittlerweile in die Hauptstadt zurückgekehrt. Das Leben nahm seinen Fortgang, wenn auch in veränderter Form. Über dem wehen, schmerzvollen Geschehen hatten sich die trüben Wellen des Alltags wieder geschlossen.

Als Herr Benoit an diesem Abend vor Weihnachten nach Hause kam, fand er seine Frau am Kaminfeuer eingeschlafen. Ihr leidvolles, blasses Gesicht griff ihm ans Herz, und er beschloß, am nächsten Morgen früh ein Auto zu nehmen und dem Weg, den damals die Flüchtlinge gegangen waren, nachzuspüren. Seine Frau sollte nichts davon wissen, er würde sich mit einer dringenden Geschäftsreise entschuldigen.

Es war noch Nacht, als er schon die große Stadt hinter sich hatte. Da sein Junge erst am vierten Tag verschwunden war, konnte er seine Maschine sausen lassen bis in jene Gegend, wo die Flüchtlinge in der vorausgehenden Nacht kampiert hatten. Seine Frau hatte ihm wiederholt die Gegend beschrieben, die sich meilenweit recht einiformig ausdehnte, mit kleinen Dörfern da und dort, deren Namen sie nicht kannte. Bei jedem dieser Dörfer ließ er seinen Wagen halten, stieg aus und wanderte von Haus zu Haus, um

etwas zu erfahren über den Verbleib seines blonden Jungen. „Ach Herr“, hieß es da überall, „wie hätten wir uns in jener schlimmen Zeit um die andern kümmern können? Die meisten von uns sind ja selbst auf und davon gegangen, und die Männer waren im Krieg. Und als wir wieder heimkehrten, war vieles anders geworden. Will der Herr nicht bei uns einkehren und eine Erfrischung nehmen?“ Aber er lehnte dankend ab, es trieb ihn vorwärts. Je hoffnungsloser die Sache aussah, desto mehr versteifte er sich darauf, trotz allem etwas zu erreichen; er brauchte nur an das blonde Gesicht seiner Frau zu denken. So brachte er seinen Wagen in Sicherheit und wanderte kreuz und quer durch die leicht verschneite Landschaft, zu kleinen Weilern und einsamen Gehöften. An keiner Türe ging er vorbei, ohne anzuhören. Alles umsonst. Es war spät am Nachmittag. Weit und breit kein Haus, keine Scheune. Mutlos folgte er dem Lauf eines buschumfäumten Bächleins, da sah er plötzlich auf einer kleinen Anhöhe ein niedriges, verschneites Dach über einer grünen Ligusterhecke im Abendschein aufleuchten und hörte gleichzeitig eine helle Kinderstimme singen.

Das war ja das Lied vom Weihnachtsschuh, den der Engel mit Geschenken füllt, und das seine Frau jedes Jahr mit den Kindern sang. Und solch ein silberhelles Stimmchen hatte auf der ganzen Welt nur sein kleiner Marcel. Von dem singenden Kinde war nichts zu sehen, aber mit ein paar Säzen sprang Herr Benoit die Halde hinauf und bog erwartungsvoll die Büsche auseinander. Das Lied war verstummt. Kalt kroch ihm die Enttäuschung über die Seele. Anstatt seines feinen Söhnchens saß dort auf der Schwelle des niedrigen Hauses ein Bauernbübchen in grober, wollerter Jacke und Hose und ebensolcher Eskimo Kappe, die nur wenig von seinem Gesichte frei ließ. Schon wollte er sich davon machen, da sprang der Junge, der ihn bemerkte hatte, auf und mit hohen Freudentönen auf ihn zu. Herr Benoit beugte sich zu ihm nieder und zog ihm die Kappe vom Kopf. „Marcel, Liebling“ und „Papa, Papa“, tönte es gleichzeitig und halb erstickt, denn Vater und Söhnchen hielten sich fest umschlungen. Ja, das war das süße Gesichtchen mit dem blonden Gefräusel, sein Junge, und Mutter's Herzeleid war vorüber.

„Charlot, Charlot“, tönte aus dem Haus eine Frauenstimme. „Komm herein in die warme Stube.“ — „Ja, Mutter, ja, ich komme.“ Marcel

löste die Arme von Papas Hals und führte ihn vertrauensvoll dem Hause zu. Da ging die Türe auf, und eine junge Bäuerin trat heraus. Als sie den Kleinen mit seinem Vater sah, erblasste sie und blieb wie angewurzelt stehen. Marcel sprang auf sie zu und umfaßte sie stürmisch. „Papa ist da, schau, das ist Papa.“ Mit zitternder Hand strich sie ihm über das Blondhaar. „Und du willst fortgehen von Mutter?“ „Ja, zu Mami und Yvette und Liselore, aber du mußt mitkommen.“ Zwei Tränen rollten langsam über ihre Wangen, als sie Herrn Benoît aufforderte, einzutreten. Dann verschwand sie in der Küche, und Marcel zog ihn eifrig in die freundliche Stube mit dem grünen, warmen Kachelofen. Auf dem Tische standen Kerzen in rotbackige Äpfel gesteckt und darum her kleine Geschenke aufgebaut. Der Vater schwankte zwischen Empörung über die Frau, die ihm den Jungen so lange vorenthalten hatte und Dankbarkeit für ihre mütterliche Güte. Er sah ja prächtig aus, der Kleine, als er ihn aus der groben Wolljacke herausgeschält hatte. Er war kräftiger geworden; anstelle des zarten Gesichtleins glänzten ihm runde, rote Bäcklein und blanke, frohe Augen entgegen. Da überwog die Dankbarkeit, und als die Bäuerin mit heißem Kaffee, Brot und Speck hereinkam und den Tisch deckte, ergriff er ihre Hand und dankte ihr warm. Ernst, mit niedergeschlagenen Augen begann sie: „Ich weiß, daß ich strafbar gehandelt habe, aber ich konnte mich nicht mehr von dem Kleinen trennen, nachdem er mehrere Wochen bei mir gewesen. Damals ging ja alles drunter und drüber, und es wäre unmöglich gewesen, seine Eltern aufzufinden zu machen.“ — „Gewiß“, stimmte Herr Benoit zu, „damals war nichts zu machen. Aber wie ist er überhaupt auf diesen abgelegenen Hof gelangt?“ — „Er muß von der Straße her unserm Bächlein gefolgt sein. Mit einem Strauß Bergflockenmeinnicht in den Händchen kam mir das Bübchen mit seinem Glorienschein blonder Haare vor wie ein Engel vom Himmel, zum Trost mir gesandt. Denn ich war ja so allein, mein einziges Kind Charlot kurz vorher bei Verwandten gestorben, mein Mann im Kriege vermisst, und nur der taubstumme Knecht im Hause.“ Während sie so mit traurigem Gesicht erzählte, war Marcel ihr auf den Schoß geklettert und trocknete mit seinem Tüchlein ihre Tränen ab. „Je länger ich den Kleinen bei mir hatte, desto unmöglich er schien es mir, mich je wieder von ihm zu trennen. Er durfte nicht als Fremdling erkannt und mir genommen werden; deshalb zog ich ihm die bairischen Klei-

der meines toten Charlot an und gab ihm diesen Namen. Und dann" — sie wagte es kaum zu sagen — „schnitt ich ihm seine langen, blonden Locken ab. Zum Glück sind sie schon wieder etwas nachgewachsen. Können Sie mir verzeihen?" Herr Benoît drückte die dargebotene Hand herzlich. „Was Sie mir da erzählen, bewegt mich, ich verzeihe und danke Ihnen. Wollen Sie jetzt nicht mit uns kommen, wenn ich Marcel seiner trostlosen Mutter zurückbringe?" Sie schüttelte den Kopf. „Auch der liebe Gott scheint mir vergeben zu haben, denn ich bekam heute Bericht, daß mein totgeglaubter Gatte nächstens heimkommen wird. Jetzt hole ich Ihres Söhncchens Kleider, in denen er hergekommen ist. Und nicht wahr, er darf in die Ferien kommen?" „Gewiß, Mutter, ich besuche Dich!" rief Marcel und umarmte sie stürmisch.

Unterdessen war der Weihnachtstag vergangen. Frau Benoît saß mit ihren Töchterchen und Marie am Kaminfeuer. „Papa wird wohl heute nicht mehr kommen", sagte sie, „es ist Zeit für euch, schlafen zu gehen." „Ach Mami, heute ist doch ein ganz besonderer Tag, lasst uns noch ein wenig aufbleiben. Meinst du nicht, der Weihnachtsengel muß uns sehr lieb haben, daß er uns solch feine Puppen in den Schuh gesteckt hatte?" — „Glaubst du das, Yvette?" meinte Liselore bedächtig, „wir zanken uns doch manchmal?" —

„Oder", lenkte Yvette ab, „kann sein, er hat Mitleid mit uns, weil wir Marcel verloren haben. Gelt, wir beide gäben unsere Püppchen gern her, wenn er uns dafür den Marcel in unsern Weihnachtsschuh gesteckt hätte." „Sprich nicht von Marcel", mahnte die kleine Liselore, „siehst du nicht, wie traurig Mami und Marie sind?"

Das Feuer knisterte, und alle blickten still in den roten Lichtschein. Frau Benoît erzählte mit leiser Stimme von dem wunderbaren Licht, das den Hirten plötzlich geschienen, als die Engel vom Himmel kamen. Und sie erzählte von dem Licht im Stall zu Bethlehem, das von der Krippe ausging, und vom hellen Stern, der die drei Weisen aus dem fernen Lande hergeführt. O, wie hatten sie gesucht nach dem kleinen König, und nun waren sie am Ziel ihrer Sehnsucht.

War nicht soeben eine Tür gegangen? Näherten sich nicht eilige Schritte? Ging da nicht eine Türe auf, und auf der Schwelle stand Marcel, gerade so wie sie ihn zum letzten Mal gesehen hatten, mit dem blauroten Mützchen auf dem blonden Haar? War das auch eine Erscheinung vom Himmel? Einen Augenblick waren alle gebannt, dann aber sprang der Junge mitten unter sie und wurde von sechs Armen umfaßt, während der treuen Marie die hellen Tränen über die Wangen ließen.

Grönlandisches Weihnachtsidyll.

Auf Grönlands Gletschern ruht die Winternacht,
die mondenlange, stumme, bitterkalte.
Viel Meilen weit bewegt kein Pulsschlag sich
in ihrer Oede, wo des Windes Heulen,
der Schollen Krachen fern am Vorgebirge
allein das ungeheure Schweigen stört.
Nur an dem Fjord, der tief ins Land sich zwängt,
steigt blauer Rauch aus dem verschneiten Dach
der Balkenhütte, die sich, weltverloren,
anschmiegt der übereisten Felsenwand.
Und in der Hütte, deren Wand die Felle
des Bären und der Silberrobbe zieren,
grüßt auf dem Tisch in bretternem Geschirr
ein Fichtenbäumlein, schwach und kümmerlich,
ein Dutzend Lichter tragend auf den Zweigen
und einen gold'nen Stern auf nied'rem Wipfel.

Vor'm Bäumchen aber steht ein blühend Weib,
ein rosig Knäblein auf dem Arme wiegend,
das nach den Lichtern froh die Hände streckt.
Daneben, am altvät'rischen Spinett,
im Pelzrock lehnt der junge Missionar,
und mit der Rechten, leise, träumerisch,
greift er die alte traurte Weihnachtsweise,
die er vor Jahren in der fernen Heimat
im Kreis der Brüder oftmals angestimmt.
Tieffinnig ruhen seine braunen Augen
auf Weib und Kind mit warmem Liebesblick,
und glücklich Lächeln schwebt um seine Lippen,
indes das Nordlicht, kalt und geisterhaft,
die starren Schneegebirge draußen tötet
und um die Pforte der Polarsturm braust...